

(Nachdruck verboten.)

14]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Aus einem Bretterstapel heraus drang ein ersticktes Brüllen und der Laut von Schlägen. Pelle wollte abbiegen, Per Kosod aber frastete ihn fest, packte ihn beim Arm und zog ihn mit sich.

Drinne zwischen den Kohlenstapeln waren drei Kohlenarbeiter im Begriff, einen Kameraden zu prügeln. Er schrie nicht, sondern brüllte wie erstickt jedesmal, wenn er einen Schlag erhielt. Das Blut floß ihm über das Gesicht.

„Come on!“ rief Per Kosod und zog die Hosen in die Höhe; dann stürzte er sich mit einem Brüllen in den Haufen hinein und fing an, drauflos zu dreschen. Es war wie eine Explosion mit nachfolgendem Steinregen. Der Heulpeter hatte da draußen gelernt, seine Kräfte zu gebrauchen. So konnte nur ein Seemann drauflosprügeln. Es war unmöglich zu sagen, wohin die Schläge fallen würden; aber sie saßen alle. Pelle stand einen Augenblick da und riß Mund und Augen auf über diese Unbändigkeit. Dann stürzte auch er sich in die Prügelei, und die drei Arbeiter machten sich aus dem Staube.

„Zum Teufel auch! Warum hast Du Dich da hineingemischt?“ sagte Pelle ärgerlich, als es überstanden war und er da stand und sich seinen Krügen zurechtzupfte.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Heulpeter. „Aber es tut einem wohl keinen Schaden, wenn man sich mal ein bißchen rührt.“

In der Hitze des Kampfes hätten sie den Ueberfallenen beinahe vergessen; der lag zusammengesunken am Fuße des Holzstapels und gab keinen Laut von sich. Sie stellten ihn wieder auf die Beine, mußten ihn aber aufrecht halten; er stand so schlaff da, als schläfe er, und die Augen glockten sie dumm an. Ein schweres Schnarchen ging von ihm aus, und bei jedem Atemzug bildete das Blut zwei rote Blasen vor seinen Nasenlöchern. Von Zeit zu Zeit knirschte er mit den Zähnen, dann verdrehten sich die Augen und das Weiße schimmerte unheimlich in seinem kohleneschwärzten Gesicht.

Der Seemann schalt ihn aus, und das half insofern, als er nun auf den Beinen stehen konnte. Sie zogen einen roten Rappen aus seiner offenstehenden Taschentasche und trockneten ihm das schlimmste Blut ab. „Was für einer bist Du denn, zum Teufel, daß Du keine Ohrfeige vertragen kannst?“ sagte Per Kosod.

„Ich hab ja gar nicht geschrien,“ sagte der Mann lallend. Seine Rippen waren zu einem Knäuel angeschwollen.

„Du hast aber auch nicht wiedergeschlagen! Du siehst doch aus, als hättest Du Kräfte genug. Entweder langt man selbst um sich, oder man schreit so, daß andere herzukommen können. Verstanden, Kamerad?“

„Ich wollte die Polizei nicht dahinein mischen; denn ich hatte ja Prügel verdient. Sie schlugen bloß so verdammt doll, und als ich fiel, brauchten sie meine Holzschuhe zum Schlagen.“

Er wohnte in der Sarogade, und sie nahmen ihn jeder unter einem Arm. „Wenn ich nun bloß nicht krank werdel!“ stöhnte er von Zeit zu Zeit. „Ich bin wie Mus und Grus inwendig!“ Dann mußten sie stehen bleiben, während er sich erbrach.

Da war eine Firma, für die er und die Kameraden nicht mehr löschen wollten, weil sie den Arbeitslohn herabgesetzt hatte. Sie waren ihrer nur vier, die diese Arbeitsverweigerung durchsetzen wollten; aber was konnte das nützen, wenn andere sofort ihre Stellung einnahmen. Die vier konnten herumspazieren und die großen Herren spielen, weiter kam nichts dabei heraus. Aber natürlich, er hatte sein Wort gegeben, und darum hatte er auch nicht wiedergeschlagen. Die drei hatten anderswo Arbeit gefunden, und da ging er wieder zu der Firma hin und kroch zu Kreuz. Warum sollte er auch müßig umhergehen und den Tag totschlagen, wenn die zu Hause nichts zu essen hatten? Er verstand sich den Teufel auch auf das neue Wesen; aber Verrat war es ja, denn er

hatte ja sein Wort gegeben. Sie schlugen bloß so verdammt doll und stießen ihn mit den Holzschuhen in die Magenröhre.

So fuhr er fort zu fabeln, wie ein Delirierender, während sie mit ihm abzogen. Bei der Sarogade wurden sie von einem Schutzmann angehalten, aber Per Kosod erzählte ihm schnell eine Geschichte, daß der Mann die Löschergerätschaften an den Kopf gekriegt habe. Er wohnte oben unter dem Dach. Als sie aufschlossen, richtete sich eine Wöchnerin in dem eisernen Bett auf und starrte sie entsetzt an. Sie war blutlos und mager; als sie den Zustand des Mannes sah, brach sie in herzzerreißendes Weinen aus. „Er ist nüchtern,“ sagte Pelle, um sie zu trösten, „er ist nur ein wenig zu Schaden gekommen!“

Sie brachten ihn in die Küche hinaus und badeten seinen Kopf über der Abwasche mit kaltem Wasser. Aber mit Per Kosods Hilfe sah es nur sehr schwach aus; jedesmal wenn das Weinen der Frau zu ihnen herüberdrang, hielt er hilflos inne und wandte den Kopf dem Ausgang zu, und plötzlich warf er das Ganze hin und stürzte kopfüber die Hintertreppe hinunter.

„Was war das eigentlich mit Dir?“ fragte Pelle ärgerlich, als auch er herunter gekommen war. Per Kosod stand unten vor der Haustür und wartete.

„Du hast am Ende nicht gehört, daß sie Gesangbuchverse sang, Du Rindvieh! Aber das hast Du doch wohl gesehen, daß sie ganz aufrecht im Bett saß und wie Wachs aussah? Es ist 'ne Schweinerei, 'ne infame Schweinerei! Und er hat doch auch nicht nötig, sie zum Weinen zu bringen. Ich hatt' die größte Lust, ihn durchzudreschen, so windelweich wie er schon war. Zum Teufel auch! Was brauch' er sein Wort zu brechen?“

„Weil sie hungert, Per!“ sagte Pelle ernsthaft. „Das kommt hier in dieser verdammten Stadt häufig vor.“

Per Kosod glockte ihn an und pfiß. „Pfiui, Satan! Frau und Kind, und die ganze Geschichte ohne Essen, was? Und im Wochenbett. Sie waren ja eben verheiratet, das konnte man ja sehen! Pfiui Deibel! Solche Plitterwochen, nee, so'n Unglück!“

Er stand da und wühlte ganz tief in seiner Hosentasche und holte eine Handvoll heraus: Kautabak und Staubflocken und Streichholzstummeln und mitten dazwischen einen verknüllten Zehnkronenschein.

„Ja, wahrhaftigen Gott,“ rief er aus und fischte den Zettel heraus. „Ich glaube, die Mädchen hätten mich über Nacht ganz blank gemacht. Ach, Pelle, geh Du 'rauf und erzähl' ihnen irgend 'ne Geschichte; ich selbst kann es nicht gut; denn siehst Du, wenn ich die Frauenzimmer recht kenne, so hört sie in den ersten vierundzwanzig Stunden nicht auf mit Weinen. Das ist der letzte Rest von der Heuer. Aber — ach was — scheiß — morgen gehen wir ja in See!“

„Sie hörte zu weinen auf, als ich mit dem Geld kam,“ erwiderte Pelle, als er hinunter kam.

„Na, denn war es ja nur gut. Wir Seelente sind schlimme Biester, weißt Du; wir verrichten unsere Geschäfte auf Porzellan und essen unsere Butter auf dem Teereimer, aber darum sind wir doch — denn ich will nun mal sagen, ich hatt' mich nicht um die Sache gekümmert und hatt' mir heute Abend für das Geld 'ne süße Nacht gemacht — —“ Per Kosod schwieg plötzlich; er kaute auf dem Priem, als sehe er seine schwierige Philosophie inwendig fort. „Scheiß noch mal und morgen gehen wir in See!“ sagte er plötzlich.

Sie gingen nach dem Mleenberg hinaus und setzten sich in den Garten.

Pelle bestellte Bier. „Ein paar Seidel kann ich wohl spendieren, wenn ich einen guten Kameraden treffe,“ sagte er, „sonst spar ich aber wie besessen. Ich muß sehen, daß ich meinen alten Vater hier herüber kriegt; er ist daheim das Gnadenbrot.“

„So? Dein Vater lebt noch? Ich kann ihn mir noch so deutlich vorstellen. Er hatte eine Zeitlang eine Liebchaft mit Madame Olsen, aber dann kam Bootsmann Olsen unerwartet nach Hause; sie glaubte, er wäre draußen geblieben.“

Pelle lachte. Es war viel Wasser ins Meer gelaufen seit jener Zeit. Rekt schämte er sich nicht mehr über Vater Lasses dummen Streich.

Ringsumher aus den Zelten im Garten strahlte Licht.

Junge Paare wanderten umher und ließen sich wahr sagen, versuchten sich am Glückrad oder ließen ihr Bild von den Silhouettenauschneidern anfertigen. Beim Karussell wirbelten Kreischen und Musik und Unterröcke bunt durcheinander. Hin und wieder erhob sich ein mächtiger Ausruf mit seinen Wunderschreidissen über das Ganze, und vom Sängerrinnenpavillon hörte man die gesprungenen, angestrengten Stimmen früherer „Sterne“. Kleine, jämmerliche Lebemänner kamen atemlos daher, drängten sich durch die Volksmenge und verschwanden in dem Pavillon, dem Mann an der Billettflappe vertraulich zurückend.

„Hier ist es eigentlich ganz nett,“ sagte Per Kosod. „Ihr habt das doch verdammt gut an Land!“

In dem breiten Gang unter den Bäumen schlenderten Soldaten und Lehrlinge und junge Arbeiter, hin und wieder wohl auch ein Student auf und nieder, hin und her, und lugten zu den Dienstmädchen hinüber, die sich zu beiden Seiten aufgestellt hatten und Arm in Arm in kleinen Gruppen standen. Die Augen schickten manch eine Botenschaft hin und her, ehe man stehen blieb und ein Wort sagte. Vielleicht wandte sich das Mädchen ab, dann war die Geschichte aus, und der Jüngling begann seine Künste wieder von vorn. Vielleicht flog sie auch mit in eine der geschlossenen Lauben hinein, um Kaffee zu trinken, oder hinüber nach dem Karussell. Da waren noch mehrere von da drüben aus der Heimat. Jedesmal wenn Belle die sichere Stimme des Bornholmer Mädchens hörte, regte sich sein Herz, wie ein Vogel, der auffliegen will.

Blöcklich fiel ihm sein Kummer ein. Ich hätte wohl Lust, heute abend auf die ganze Geschichte zu pfeifen. Sieh mal die Weiden, Per!“ Da standen zwei Mädchen Arm in Arm an einem Baum, ganz in der Nähe ihres Tisches. Sie wiegten sich einander entgegen und sahen wieder und wieder zu den beiden jungen Leuten hinüber.

(Fortsetzung folgt.)

Das „dunkelste“ London.

Ein neuer Prozeß schiebt das Ostende der Themsestadt wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Meier Abramowitch, ein russischer Gemüsehändler, soll den Gastwirtsbesitzern Salomon und Annie Millstein in den frühen Morgenstunden Mittwoch am 27. Dezember den Garauß gemacht haben. Die Zeugenschaft ergab, daß im Souverain des Gewölbes Hazardspiele vor sich gingen — am Morgen des 27. fand man das Ehepaar in einem rückwärtigen Schlafzimmer tot liegen. Die Schlafkammer brannte lichterloh. Der Angeklagte, der inzwischen schwer erkrankt ist, leugnet die Beschuldigung.

Der Londoner möchte am liebsten nie etwas von Eastend hören. Zu gewöhnlichen Zeiten scheint es überhaupt nicht für ihn zu existieren, aber jetzt ist neuerdings sein Interesse dafür aufgeflammt. Er empfindet nagende Gewissensbisse über das bisherige „laissez faire, laissez passer“-System. Er gelangt zur Ueberzeugung, daß man diesen mit Eiterbeulen behafteten Körperteil endlich einmal gründlich ausheilen sollte. Diese humanitäre Stimmung hält allerdings nur so lange an, als der Prozeß dauert. Sind die Gerichtsverhandlungen einmal vorbei und hat die hohe Justiz den Urteilspruch über den Angeklagten Abramowitch gefällt, so nehmen die Dinge wieder ihren gewöhnlichen alten Lauf. . . .

Das ist um so merkwürdiger, als man aus der City, dem Herzen der Hauptstadt, im Autobus in kaum fünf Minuten mitten in das Elendviertel hineingerät. Zunächst geht es durch *Houndsditch*, die „Hundsgrube“, Anno dazumal der Schindanger der Londoner Hundeschast; jetzt aber trägt *Houndsditch* ein durchaus modernes Gepräge, friedliche Münzberger Spielwarengeschäfte reihen sich aneinander, woraus die dortigen Hantierer ihren täglichen Bedarf decken. In die eigentliche Tiefe der „Hundsgrube“ müssen wir geraten, ehe das wahrhaft Interessante anfängt. Wir befinden uns dort auf einem Trödelmarkt, wie wir ihn noch nie gesehen. Die „Alte Kleiderbörse“ grüßt uns. Ihr Vorrat könnte wohl die ganze Welt versorgen. Ein paar Schritte weiter, und Berge von Unterwäsche, Binden, Hosenträger türmen sich vor uns auf, Berge, die uns den Atem rauben. Von allen Seiten gestt und jöhlt es: „Für zwei Schilling, nur zwei Schilling ein Paar Hosen, ein Paar Hosen, wunderliche Hosen für zwei Schilling, nur zwei Schilling!“ Wonach wir gleich in die *Schuhwelt* geraten. Wenn wir uns nicht täuschen, hat sich hier alles Schuhwerk auf der weiten Erde ein Rendezvous zu einem Massenmeeting gegeben.

Obne daß wir wissen wie, treiben uns die spitzenden Menschenwogen durch Winkelgassen in ein Viertel, wo wir uns tausend Meilen weg von London, wo wir uns im Orient wähen. Das ist die berühmte *Petticoat Lane*, die „Unterröckgasse“. Offiziell scheint

sich diese schmeichelhafte Bezeichnung keiner besonderen Beliebtheit erfreut zu haben, weshalb man sie in *Widdlesey Street* umtaufte. Die Umgebung aber nennt das Land stets beim alten Namen. Sie ist beim Unterröck geblieben und spricht in aller Ehrerbietung nur von *Petticoat Lane*. Und diese Ehrfurcht wird uns ganz verständlich, wenn wir die Lane betreten, die ganz eine Welt für sich bedeutet. Denn schon am Eingang schlägt ein solches Rauderwelsch, ein derartiger Mißbrauch von Tönen und Sprachen an un'er Ohr, eine derartige Unmasse der verschiedensten Eindrücke betäubt Hirn und Auge, derartige Düfte beleidigen den Geruchssinn, daß es uns zuerst an jeder Sammlung fürbricht. Nur nach und nach nehmen die Dinge wieder festere Formen für uns an, und wir wollen es wagen, ein Bild hierbon zu geben, so gut und schlecht es eben geht.

In erstickender Enge zieht sich die Lane hin. Die Häuser scheinen in die Wolken zu ragen, sie sind erdrückend bleigran. Ein endloser Schwarm von Gaffern, Weibern, Kindern, Käufern, Matrosen, Soldaten aus Stadt und Land flutet im wüsten Wirbel auf beiden Seiten durcheinander. Offene Dofflammen züngeln aus dunkeln Kandelabern und spielen auf den Gesichtern der Vorbeiwallenden her und hin. Eine furchtbare Ragenmusik erfüllt die Luft, wenn überhaupt von Luft in der Lane die Rede sein kann. Da schrillen ineinander die Mißlänge von Bedenrührglöden, Viehesignalen, quielenden Grammophonen. Dazwischen mischen sich Pistolengelatter, Matrosen- und Soldatenflüche, Anpreisungen von Händlern, schwungvolle Ansprachen der Versteigerer, wüstes Geheul von Hantierern, dröhnendes Gelächter der Zuhörerschaft. Versuchen wir es, einige Rufe aufzufangen. „Goldene Uhr, echte goldene Uhr!“ — „Herrliche grüne Erbsen, grüne Erbsen, gelocht, nur einen Penny, einen Penny, einen Penny!“ — „Königliche Pelze, echter prachtvoller Hermelin!“ — „Hutnadeln!“ — „Früchten-Gelee!“ — „Albums!“ — „Bild des Königs und der Königin nur einen Penny!“ — „Köstliche Austern, der Teller für einen halben Penny!“ — „Unzerbrechlicher Kamm und Spiegel, Penny, Penny, Penny!“ — „Notizbuch mit Bleistift, Bleistift und Notizbuch!“ — „Trinkt den süßen Elixir von Lebh!“ — „Operngucker in allen Preislagen!“ — „Grandiose Entdeckung aus Wales, Heilung aller Brustübel, Heilung von Asthma, Husten, Bronchitis, Stichen. Kommen Sie zu mir, kommen Sie zu mir. Sofort soll mich der Schlag treffen, sollten Sie finden, ich hätte Sie betrogen!“ — „Melonen, saftige Melonen, die Schmitte nur einen Penny!“ — „Gute Uhr, goldene Uhr, fünf Schilling, bitte nur fünf Schilling!“ — „Kitzliche Geschichten, kitzliche Geschichten für einen Penny!“ — „Hosen, Lederhosen, Unterhosen, alle Hosen der Welt nur bei Cohen!“ — „Limonade, Limonade, süß und herrlich, nur einen Penny!“ — „Leben Sie den Täglichen Lügner“ (das Blatt gegen die *Daily Mail*)!“ — „Kaufen Sie Schokolade und Süßigkeiten für Ihre Geliebte!“

So wird gejöhlt, gefeilscht, gegessen, getrunken, gefungen! So drängen sich verschiedene Welten durcheinander. Dort schauen wir behabte Juden in weiten Gebetmänteln, die sie preisbieten. Am Markte halten die starkbeleibten Hausmütter Gemüse, Obst und Fische feil, in unmachwürdiger Haltung schreiten Judenmädchen mit tohlschwarzen Augen und prächtigem Feuer im Blick an uns vorüber. Wohin wir den Blick schweifen lassen: Ueberall Charaktergestalten, wie wir sie nur auf alten Gemälden bewundern. Wir ziehen zu einer Gruppe weiter. Das sind die Auktionäre. Die zappeln wahrhaftig an Händen und Füßen. Sie brüllen sich so heiser, daß wir denken könnten, sie überleben es nicht mehr. „Going, going, going, gone“, erklärt der Versteigerer und klopft mit seinem Hämmerchen noch etwas wie eine Bestätigung hinzu, nachdem er seinem Zungen vom Lande eine wertlose Uhr zu einem beträchtlichen Preise angehängt hat. Diese Versteigerer stößen uns einen gewaltigen Respekt ein. Mit einem Blick angetan sie ihr Opfer aus der Menge. Man kann von diesen Psychologen viel lernen. Aber vielleicht noch köstlicher sind die „Zahnärzte“. Wer einen bösen Zahn hat, dem wird er dort gratis gezogen! Wenn diese erbauliche Operation stattfindet, sammelt sich natürlich stets eine Menge um den Doktor und seinen Patienten. Höchst ergötzlich gestaltet sich die Szene, wenn zuletzt der Arzt sein Opfer auch noch beschenkt. Manche Knäblein erhalten auf diese Weise vom Doktor Küßerchen und oft noch Geld für Süßigkeiten. Auf diese Weise bringt der Quacksalber Pillen, Nixturen und sonderbare Tränkelein an. Und mancher Zuschauer beneidet dann den Glücklichen, dem ein Zahn gezogen worden. . . .

Wenn wir ein paar Straßenzüge noch tiefer ins Ostend hineinziehen, gelangen wir auf eine sonderbare Stätte, wo es aus allen Ecken und Enden gadert und wimfelt. Da sind wir am *Hunde-, Raben-, Tauben- und Hühnermarkt*, „*Club Row*“ geheißten. Man sieht viel Trauriges, viel erdrückend Melancholisches in London, aber so häufig dreinschauende Hunde wie hier kann man weit und breit suchen. Wir wuhzten vorher nicht, daß es unter den Hunden genau so wie unter den Menschen eine Aristokratie und ein Proletariat gibt. Hier haben wir wohl die erbärmlichsten Proletarierhunde vor uns. Es gibt stachelige Jungen, die vor der bösen Behauptung nicht zurückweichen, es wären hier lauter gestohlene Hunde bekommen. Tatsächlich spricht etwas Derartiges aus den Augen der armen Tiere. Vielleicht stehen sie wirklich unter dem furchtbaren Bewußtsein des Verschachertwerdens. Ja, manche stacheligen Jungen versteigen sich noch weiter, sie wollen behaupten, in *Petticoat Lane* und in *Club Row* kämen überhaupt nur gestohlene Dinge

auf den Markt. Aber ein Herr, der neben mir stehend die Hundegesellschaft betrachtet, hat eine noch boshaftere Zunge und meint: „Wenn Sie etwas in Petticoat einlaufen, so geschieht es leicht, daß Sie beim Nachhausegehen einen Griff in Ihre Tasche tun und finden, man hätte Sie nach dem Verlassen der Lane um die eingelaufenen Sachen — erleichtert. Doch das Eine können Sie mir glauben, selten kommen Sie aus der Lane ganz allein nach Hause!“ K. W.

Hunger.

Von Dr. A. Lipschütz.

I.

Alles Leben besteht in Zerfall und Wiederaufbau der lebendigen Substanz. Darum bedarf es für das Leben der ständigen Zufuhr von Stoffen, die als Ersatz für die verfallene, „verlebte“ lebendige Substanz eintreten. Darum nehmen wir Nahrung auf. Die Nahrung der Tiere muß alle Stoffe enthalten, die im Organismus vorkommen: vor allem Eiweiß, dann Kohlenhydrate und Fette, Wasser und Salze.

Nimmt der Organismus einige Zeit keine Nahrung zu sich, so daß er keinen Ersatz für die im Leben aufgebrauchte lebendige Substanz seines Körpers erhält, so sprechen wir von Hunger. Ebenso, wenn die Menge der Nahrung geringer ist, als die verbrauchte Körpersubstanz; auch ungenügende Ernährung ist Hunger. Hunger also ist vorhanden, wo ungenügender Ersatz der verbrauchten Körperstoffe stattfindet.

Da der Organismus im Hunger keinen Ersatz für die verbrauchte lebendige Substanz bekommt, die ihm in Form der Stoffwechselprodukte wie Kohlensäure, Wasser, Harnstoff und anderer Ausscheidungsprodukte verläßt, so ist klar, daß das Gewicht der Tiere im Hunger abnehmen muß. Schließlich wird die Grenze erreicht, wo der Verlust an Stoffen so groß geworden ist, daß der Organismus stirbt: das ist im großen und ganzen der Fall, wenn das Gewicht der Tiere auf 40 Proz. des anfänglichen Gewichtes herabgesunken ist. Das haben Laboratoriumsversuche gezeigt, die ein französischer Forscher schon vor 60 Jahren angestellt hat. Der Verlust an lebendiger Substanz, an brennbaren organischen Stoffen beträgt dabei noch mehr als 60 Proz., denn der Körper verliert im Hunger weniger an Wasser und an Salzen als an organischen Stoffen, so daß der Körper des Hungertieres im Verhältnis zu seinem Gesamtgewicht mehr Wasser und Salze enthält, als der Körper des wohlgenährten Tieres. Ich stellte hier folgenden Versuch an. Eine große Anzahl kleiner Aale wurde in zwei Gruppen geteilt. Die erste Gruppe wurde gleich getötet, und durch die chemische Analyse wurde die Menge organischer Stoffe ermittelt, die im Durchschnitt auf einen Aal kommt. Die zweite Gruppe ließ ich in gewöhnlichem Leitungswasser in einem Aquarium hungern. Nach sechs Wochen wurden die Hungertiere getötet, und ihr Bestand an organischen Stoffen wurde ermittelt. Da zeigte es sich nun, daß, wo das Gewicht der Tiere erst auf etwa 45 Proz. des anfänglichen Gewichtes herabgesunken war, der Bestand an organischen Stoffen nur noch 35 Proz. des anfänglichen organischen Stoffbestandes betrug. Und doch war damit die Grenze des Lebens noch nicht erreicht! Von meinen 112 Aalen waren erst neun eingegangen. Als diese neun Tiere, die den Hungertod gestorben waren, auf ihren Bestand an organischen Stoffen untersucht wurden, da hatten sie gar nur noch 23 Proz. des durchschnittlichen Bestandes an organischen Stoffen.

Diese große Anpassungsfähigkeit zeigt sich auch noch in der Tatsache, daß die Gewichtsabnahme der einzelnen Körperorgane im Hunger nicht gleich ist: die einen erfahren einen größeren, die anderen einen geringeren Gewichtsverlust. Schon seit langen Jahren kennt man hier die bezeichneten Versuche von Voit. Als Versuchstiere diente ihm Tauben ein und desselben Geleges. Eine Anzahl von Tauben wurde getötet und ihre Organe einzeln gewogen. Eine zweite Gruppe von Tauben ließ Voit hungern. Als sie den Hungertod gestorben waren, wurden auch ihre Organe einzeln gewogen. Aus einem Vergleich beider Zahlenreihen ergibt sich dann die Gewichtsabnahme der einzelnen Organe. Da zeigte es sich, daß das Fett beinahe ganz geschwunden war, von den Muskeln etwa 40 Proz., von der Leber etwa 65, von Haut, Nieren und Lungen etwa 25 und von den Knochen 17 Proz. Vom Nervensystem dagegen waren bloß 2 Proz. geschwunden. Es findet im vielzelligen Organismus im Hunger gewissermaßen ein Kampf der Zellen untereinander statt, in dem Sinne, daß die einen Zellen, wie z. B. die Nervenzellen, fähig sind, alle im Organismus vorhandenen Reservestoffe des Körpers, wie z. B. das Fett, an sich zu reißen und sogar vielleicht auch noch die lebendige Substanz anderer Zellen für sich zu verwerten wissen. Auch schon bei der Beobachtung einzelliger Lebewesen kann man sich überzeugen, daß nicht alle Teile der Zelle in gleichem Maße im Hunger schwinden. Zuerst schwinden die weniger wichtigen Teile, dann die Wimperlähnen, und wenn das Protoplasma schon ganz zerklüftet erscheint, beginnt auch der Kern der Zelle zu leiden. Man sieht, wie sich die Zelle beim Hunger noch lange gegen den Untergang wehrt und sich bis zum letzten Augenblick noch die Möglichkeit einer Rettung sichert.“ (Verworfen:

Allgemeine Physiologie.) Man darf nun natürlich nicht annehmen, daß die Zelle das bemüht zu leisten weiß! Oder gar auf den Gedanken verfallen, daß die Nervenzellen nur darum eine Gewichtsabnahme von bloß 2 Proz. im Hunger erleiden, weil sie eben als Nervenzellen so zurückerhalten sind und so eine plumpe Muskel- oder Leberzelle zu übertrumpfen wissen. Wir müssen hier vielmehr gewisse chemische Mechanismen voraussetzen, die als Anpassungserscheinung im Laufe von Jahrmillionen erworben worden sind.

Der Hunger ist nämlich nicht bloß eine Erscheinung, wie sie der Forscher gewollt im Laboratoriumsversuche beobachten kann. Der Hunger ist eine in der Natur außerordentlich verbreitete Erscheinung. Man denke vor allem an den Winter Schlaf des Hamsters, des Murmeltieres und anderer. Auch von den Schlangen und von den Amphibien wissen wir, daß sie längere Hungerperioden durchmachen. Einen periodisch wiederkehrenden Hunger kennen wir auch bei den Fischen. Sehr bekannt sind hier die Verhältnisse beim Lachs, der sich zum Laichgeschäft vom Meer in den Rhein begibt und dabei monatelang keine Nahrung zu sich nimmt. Neuerdings hat Prof. Raiblich in Kiel durch die Untersuchung einiger tausend Fische (Schollen) gezeigt, daß auch unabhängig vom Laichgeschäft und im offenen Meere ein sehr weitgehender Hunger periodisch bei den Schollen wiederkehrt. Auch die Fische, die dauernd im Süßwasser leben, machen zuweilen, namentlich wohl im Winter, Hungerperioden durch. Ich untersuchte im Januar frisch gefangene kleine Karpfen aus einem Berliner Tümpel und fand, daß die Tiere gegenüber gutgenährten Karpfen, die auch im Fange drin waren, einen Gewichtsunterschied von bis 50 Proz. aufwiesen. Als ich gar bloß die organischen Stoffe der noch gut erhaltenen Tiere mit den der verhungerten verglich, da zeigte es sich, daß die Tiere in der freien Natur bis 63 Proz. ihrer brennbaren organischen Stoffe im Lebensprozesse verbrauchen, auf einen Bestand von bloß 37 Proz. herunterfallen können. Also das Ergebnis, das man im Laboratorium fand, bestätigte sich in der freien Natur sehr wohl.

II.

Wir haben bisher bloß den Fall betrachtet, wo die Organismen vollkommenen Hunger leiden. Von viel weittragenderer Bedeutung sind aber wohl jene Hungerzustände, in denen es dem Organismus an dem einen oder anderen Bestandteile der Nahrung mangelt, während die anderen in genügender oder sogar überreichlicher Menge vorhanden sind. Praktisch wichtig sind namentlich die Fälle, wo irgend ein Nährstoff, wenn er auch in der Nahrung nicht gänzlich fehlt, so doch für den Bedarf des Organismus nicht ausreicht.

Fehlt Eiweiß in der Nahrung gänzlich, so muß der Organismus schließlich den Hungertod sterben. Der tierische Organismus braucht ihn unbedingt in der Nahrung. Auch bloß nicht vollkommene Zufuhr von Eiweiß bedeutet allmählichen Körperwund. Der Organismus verliert Tag für Tag geringe Mengen von Eiweiß, und schließlich erliegt der stehende Körper leicht irgendeiner äußeren Schwächlichkeit. Der direkte Hungertod ist selten die Folge nicht vollkommener Eiweißzufuhr. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß teilweiser Eiweißmangel in den ärmeren Volksklassen eine häufig anzutreffende Erscheinung ist.

Kohlenhydrate und Fette können in der Nahrung fehlen, ohne daß der Organismus dadurch direkt benachteiligt würde. Sie können durch bestimmte Mengen Eiweiß in der Nahrung ersetzt werden. Pflüger fütterte dreiwertel Jahr einen Hund bloß mit fettarmem Pferdefleisch und ließ dabei den Hund tags- und wochenlang schwere Arbeit verrichten. Der Hund blieb dabei bei voller Gesundheit. Für den Menschen ist es natürlich nicht zuträglich, eine Nahrung bloß aus Eiweiß zu genießen, er zieht die gemischte Nahrung vor. Aber je nach Sitte und Gebrauch wird der eine oder andere organische Nährstoff mehr berücksichtigt. So genießen z. B. die Eskimos eine kohlenhydratarme Nahrung, sie befinden sich eigentlich im Kohlenhydrathunger und erziehen die Kohlenhydrate reichlich durch Fett.

In genügender Menge muß in der Nahrung Wasser vorhanden sein. Wasser ist eine allgemeine Lebensbedingung. 60 bis 70 Proz. unseres Körpers sind Wasser; einen Hübel von 50 Liter könnte man mit dem Wasser eines einzigen Menschen füllen. Ohne Wasser kein Leben: die lebendige Substanz ist von zähflüssiger Konsistenz. Auch für den Blut- und Lymphstrom, für die Bildung der Verdauungssäfte, des Harnwassers, des Schweißes bedarf es des Wassers. Es nimmt der Mensch täglich 1—2 Liter Wasser zu sich. Das Hungern bei Wasserzufuhr ist leichter als ohne Wasserzufuhr. Die Wirkungen des Wasserhungers, des unbeschränkten Durstes kennt ein jeder aus eigener Erfahrung. Unter den Pflanzen in trockenen Gegenden treffen wir sehr zahlreich die Erscheinung an, daß die Pflanze über eine vielgestaltige Reihe von Einrichtungen in ihrem Körperbau verfügt, um sich einen ausreichenden Wassergehalt zu sichern.

Von großer Bedeutung ist die Zufuhr von Salzen. Unser Körper besteht bis zu 5 Proz. aus Salzen, auf die Trockensubstanz des Körpers berechnet (d. h. auf den Körper nach Verdampfung des Wassers) sind da: bis 20 Proz. Salze. In den ausgetrockneten Knochen sind 65 und mehr Proz. Salze enthalten. Schon vor Jahren hat Förster die Folgen des Salzhungers studiert. Er fütterte zwei Hunde mit den Fleischrückständen die bei der Zubereitung von Liebig's Fleischextrakt verbleiben. Es fand dann aus dem Fleische sämtliche Salze — bis auf keinen ganz unbedeutenden Rest — ausgelagt. Obgleich die Tiere an sämtlichen anderen Nährstoffen, wie

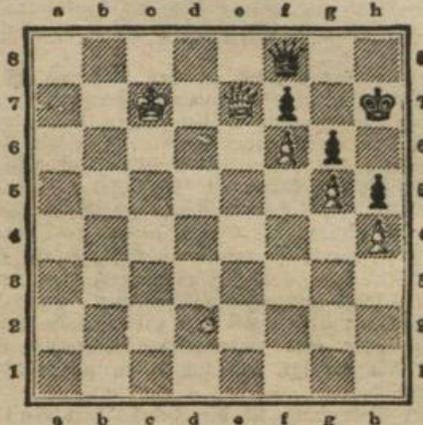
Eiweiß, Kohlenhydrate, Fett und Wasser genug bekamen, starben sie doch nach 26 Tagen.

Während wir hier einen vollkommenen Kalzhunger vor uns haben, wie er im natürlichen Leben wohl nicht vorkommt, sind von praktischer Bedeutung jene Fälle, wo es sich um den Mangel an einzelnen Salzen handelt. Daran denken immer wieder die Kinderärzte, denn namentlich im Wachstum bedarf es einer Zufuhr ganz bestimmter Mengen von den einzelnen Salzen. Eine Reihe von Forschern hat Tiere in Kalzhunger versetzt, um seine Folgen am wachsenden Tiere zu studieren. Die Hunde bekamen an allen genug, nur nicht an Kalzsalzen. Das erreicht man schon einfach dadurch, daß man sie ausschließlich mit Fleisch füttert, das sehr geringe Mengen von Kalz enthält und den Anforderungen des wachsenden Tieres allein nicht genügen kann. Die Tiere wuchsen trotz des Kalzhungers unverdrossen weiter, bekamen aber krumme Beine, weil die Knochen nicht fest werden konnten — es fehlte ihnen dazu an den nötigen Kalzsalzen. In anderen Versuchen, die Prof. W. Heubner und ich ausgeführt haben, wurden Hunde, die nur noch Muttermilch getrunken hatten, in Phosphorhunger gebracht. Sie bekamen keine phosphorsauren Salze und keine Nahrungsmittel, die viel phosphorhaltige Stoffe enthalten, bloß Reis, Hühnerfleisch, Pflanzenfett und Salze mit Ausnahme der phosphorhaltigen. Der wachsende Organismus braucht aber phosphorhaltiges Material, einmal zum Aufbau der Knochen und dann für das Wachstum und die Vermehrung der Körperzellen. Es enthält nämlich der Zellkern phosphorhaltiges Eiweiß, und wenn die Zellen sich teilen und sich vermehren wollen, müssen sie sich neues Phosphoreiweiß zimmern können. Trotzdem nun die Hunde um ein Vielfaches weniger an phosphorhaltigen Nährstoffen bekamen, als es sich normalerweise gehört, wuchsen sie trotzdem weiter und zwar genau so schnell wie Hunde, denen es an nichts in der Nahrung mangelte. Die Zellen der Muskeln des Gehirns usw. bei den Hunden im Phosphorhunger hatten es also verstanden, sämtliche ganz geringen Phosphormengen der Nahrung an sich zu reißen und nichts für die Ablagerung in den Knochen übrig zu lassen. So konnten die Tiere groß wachsen und neue Zellen mit Zellkernen zimmern. Nur bekamen sie krumme Beine, weil ihre Knochen weich blieben. Das ist der „Kampf der Zellen“ im Organismus, nur muß man dabei nicht an ein bewußtes Kämpfen oder gar an ein Schlachtgetümmel denken!

Die Kinderärzte haben sich schon seit Jahrzehnten gefragt, ob nicht die Knochenkrankungen, die im Wachstum so häufig ist, die Rachitis oder englische Krankheit eine Folge eines Kalzhungers, z. B. eines Kalzhungers sei, zumal man ja im Laboratoriumsbestand bei Kalz- oder Phosphorhunger Knochenweichheit bei den Tieren erzielen könne. Es haben aber eingehende Untersuchungen der besten Forscher gezeigt, daß diese künstlichen Knochenstörungen bei den Tieren keine englische Krankheit sind. Einem Kinde, das englische Krankheit hat, kann man mit der Nahrung überreichliche Mengen von den nötigen Salzen verabfolgen, und trotzdem bleiben seine Knochen weich und krank: die Knochensubstanz ist eben unfähig, die Salze aufzunehmen und abzulagern. Die englische Krankheit wird vielmehr durch die schlechten äußeren Lebensbedingungen hervorgerufen, in denen die ärmeren Volksklassen leben: durch Mangel an frischer Luft, durch Mangel an Sonne und Licht, an guter Pflege.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
J. Dolan.



Weiß zieht und gewinnt.

Lösung. (Obiges Diagramm. Ein schwieriges und interessantes Endspiel.) 1. Kd7, Dg8 (1. . . . Kg8; 2. DxD7, KxD; 3. Kd8); 2. Dd6! (Der einzige Gewinnzug.) 2. . . . Df8 (Die Hauptverteidigung von Schwarz besteht in Pattkombinationen.) 3. Dd5!, Kh8; 4. De5, Kg8 (es drohte event. De8); 5. De7!, Kh7; 6. Dd6!, Da8; 7. Ke7, Db8; 8. De6, Da8; 9. Dc7!, Db8

(9. . . . Kg8; 10. Dd8†, Kh7; 11. Ke8, De4†; 12. Kf8, Db4†; 13. De7, Dd8†; 14. De8, Db4†; 15. Kx7† c); 10. Dd6!, Db8 (10. . . . Db7†; 11. Kf8 c); 11. Dd7!, De4; 12. Kf8, Kh8; 13. Dxf7, Dc5†; 14. De7, Dc8†; 15. De8!, Dd7; 16. De5!, Dc7; 17. De6!, Dd8†; 18. Kf7!, Kh7; 19. De4!, Dd7†; 20. De7!, Dc8; 21. Da7!, Da8; 22. Dd7, Dg8†; 23. Ke7 nebst eventuell f6—f7 c. Die Nebenvarianten werden die Leser von selbst leicht finden.

Schachnachrichten. Am Gambit-Turnier von Abbazia nehmen 12 Spieler teil. Hierunter nur die bekannten Meister E. Cohn, Duras, Leonhardt und Spielmann. Sodann: v. Fregmann und Flambert (zwei sehr starke russische Spieler), Lomsky (erster Sieger im Kölner Hauptturnier), Reti (ein geistreicher junger Spieler aus Wien), Njholm (ein bekannter schwedischer Amateur), und die ziemlich unbekannteren Größen: Auerbach, Roselli und Sebelsh. (Das Königsgambit ist vorwiegend ein Gebiet der Amateure. Uebrigens kursieren Gerüchte, wonach das Komitee des „Casino des Etrangers“ manche Anmeldungen von Meistern zugunsten anderer Teilnehmer abgelehnt habe, die außer Schwach auch Hazardspiele huldigen. . . . Jedoch werden in das Turnierbuch anstandslos nur Schwachpartien aufgenommen werden. . . . Es ist in der Redaktion der „Wiener Schachzeitung“ (Wien IX, Schwarzenbergstr. 15) zum Preise von 3 Kr. zu subskribieren.)

Im ungarischen Vadeorte Pystian wird am 19. Mai d. J. ein internationales Meisterturnier aus 18—20 Teilnehmern unter Turnierleitung von G. Maroczj beginnen. Preise: 3000, 2000, 1400, 1000, 700, 400, 300, 250, 150 und 100 Kronen. Außerdem haben sämtliche Teilnehmer freien Aufenthalt auf Kosten des Komitees.

Damengambit.

Im Karlsbader Turnier mit einem Schönheitspreis ausgezeichnet. Duz-Ghotimirski. Salwa.
1. d2—d4 d7—d5
2. c2—c4 e7—e6?
3. Sb1—c3 c7—c5?
4. c4xd5 e6xd5
5. Sg1—f3

Zur Ergänzung und Berichtigung anderer Ausführungen vom 13. Januar nachstehendes: 5. d4xc5, Sg8—f6! (5. . . . Le6; 6. e4, Sf6; 7. ed5, Sxd5; 8. SxS, LxS; 10. Le3, Se6; 11. Sh3, Lxc5?; 12. LxL, Da5†; 13. b4, Sxb4; 14. De2†! nebst event. Db5† c.) 6. Lc1—e3, Sbb—a6; 7. Ta1—c1!, Le8—a6; 8. Dd1—a4†! (Auch 8. Sa4 hat seinen Haften in Form von: 8. . . . Se4! 9. a3, Da5†; 10. b4—auf Sc3 folgt Lxc5—10. . . . Sxb4; 11. axb4, Dxb4†; 12. Sc3, SxS; 13. Dd2, Sa2; 14. Ta1, DxD†; 15. LxD, d4 c.) 8. . . . Dd8—d7 (oder 8. . . . Ld7; 9. Da3 oder 8. . . . Sd7; 9. b4 c.) 9. Sc3—b5, Lf8—e7; 10. Sg1—f3 (Eingängig ist auch 10. Ld4, 0—0; 11. b4 c. Nicht aber 10. Ld4, 0—0; 11. e3? wegen 11. . . . Sxc5; 12. LxS, To8 c.) 10. . . . Sf6—g4 (Auf 10. . . . 0—0 folgt 11. Se5 nebst event. c5—c8) 11. Le3—d4, f7—f6; 12. e2—e3, 0—0; 13. c5—c6 (Auch einfach Le2 oder b2—b3 genügt) 13. . . . b7xc8 (13. . . . Lb4†; 14. DxL!) 14. Da4xa8, c6xb5 (14. . . . Lb4†?; 15. Sc3); 15. Lf1xb5, Le7—b4†; 16. Ld4—c3, Dd7—e7; 17. 0—0 c. Weiß behauptet leicht den Vau.

5. Sb8—c6?
Vorzugtichen Sf6 oder cxd4.
6. g2—g3
Von H. Rubinstein herrührend. Einfacher ist: 6. d4xc5, d5—d4 (6. . . . Sf6; 7. Le3, Lg4; 8. Sd4 c.) 7. Sc3—a4, Lf8xc5 (7. . . . Dd5; 8. e3, Lg4; 9. Le2 c.) 8. Sa4xc5, Dd8—a5†; 9. Dd1—d2, Da5xc5; 10. a2—a3. (Auch einfach 10. e3 erlangt das etwas bessere Spiel) 10. . . . Le8—e6 (10. . . . a5 verhindert nicht 11. b4!) 11. b2—b4, Dc5—b6; 12. Lc1—b2, Ta8—d8; 13. Dd2—d3! (13. Td1, Lb3) 13. . . . Sg8—e7; 14. Ta1—d1 c. (14. . . . Sf5; 15. g4, Sfe7; 16. Tg1, h5; 17. g5, Sf5; 18. Lh3 c.) Weiß gewinnt den Bd4.
6. Sg8—f8
7. Lf1—g2 e5xd4!
Das übliche 7. . . . Le6; 8. 0—0, h6 (sonst Lg5) ist für Weiß wegen 9. b3! nebst event. Lb2 günstiger.

- 8. Sf3xd4 Lf8—c5
- 9. Sd4xc6
- Besser 9. Sb3, Lb4; 10. 0—0 c.
- 9. b7xc6
- 10. Dd1—a4 Dd8—b6
- Einfacher Ld7.
- 11. 0—0 0—0
- 12. h2—h3?
- Besser 12. a3, Sg4; 13. Df4 c.
- 12. Le8—e6
- 13. Da4—c2 Db6—b7
- Einfacher Ld6 oder Ld4.
- 14. Sc3xd5 Le5xf2†
- 15. Tf1xf2 c6xd5
- 16. Lc1—e3 Sf6—e4
- 17. Le2xe4 d5xe4
- 18. Kc1—h2 Ta8—c8
- Buerst Tfd8 hätte manches verhütet.
- 19. Dc2—d2 Tf8—d8
- 20. Le3—d4 Le6xb3
- 21. Ta1—d1
- 21. KxL, Dd7† nebst DxL
- 21. Lh3—g4?
- Mit 21. . . . Le6!; 22. Dg5, f6; 23. Tx16, TxL; 24. TxxT, Dxb2 hätte Schwarz die bisher verdienstvoll gezielte Partie behauptet. (Schwarz stand besser! . . .)
- 22. Dd2—g5 f7—f5?
- (Hätte Schwarz mit 22. . . . TxL1; 23. TxxT, h5 c. die Gefahr erkannt, die Partie wäre nie, ganz abgesehen vom noch immer zweifelhaften Resultat, preisgekrönt. Ein Beweis dafür, daß manche preisgekrönte Leistung im Schach nur Sache eines glücklichen Geschehens des Gegners ist. . . . Nun kommt die Bilanzleistung!)
- 23. Ld4xg7! Td8xd1
- 24. Lg7—e5† Kg8—f7
- 25. Dg5xg4!
- Damengewinn ergibt nur Remis (Tc8—c1)
- 25. Kf7—e6
- 26. Dg4xf3† Ke6—d5
- 27. Tf2—f4! Kd5—c5
- 28. Tf4xe4 Td1—d5
- 29. Le5—d6†! Kc5—b5
- Auch Schwarz spielt meisterhaft
- KxL geht nicht wegen To6† nebst Dc2†.
- 30. Te4—b4† Kb5—a6!
- 31. Df5—f3 Td5—b5
- 31. Dc6; 32. Da3†, Ta5; 33. Dd3†, Tb5; 34. a4 c.
- 32. Tb4—a4† Ka6—b6
- 33. Df3—e3† Kb6—c6
- 34. Ta4xa7 Db7—b6
- 35. Ld6—c5! Db8—d8
- Somit De6† nebst a2—a4†.
- 36. b2—b4 Aufgegeben.